

Katharina Immekus

*Betrachtet man deine Einzelausstellungen über die letzten 10 Jahre, so fällt einem eine starke Bewegung zwischen Gegenständlichkeit und Abstraktion auf. Jetzt, in deiner aktuellen Ausstellung „TAM TAM“, in der wir gerade sitzen, hat man das Gefühl, beides hat zueinander gefunden. Kaum sage ich das, schleicht sich aber schon das Gefühl ein, dass das deiner Praxis, über die Jahre hinweg betrachtet nicht gerecht wird. Wie würdest du die Entwicklung deiner künstlerischen Arbeit zusammenfassen?*

Der Zeitraum, den ich betrachte, ist größer – nämlich dreißig Jahre. Da fing es an mit einem Interesse für Grafik. Wichtiger für mich ist aber, dass ich zeitgleich angefangen habe, mich für Postkarten zu begeistern. Seitdem bin ich Postkartensammlerin, und die Karten tauchen auch immer wieder in meiner künstlerischen Arbeit auf, ungefähr im Abstand von fünf oder zehn Jahren. Mein Diplom im Jahr 2000 habe ich zum Beispiel nur mit Postkarten gemacht, und auch in meiner Antrittsvorlesung an der TU Darmstadt vor acht Jahren ging es zum Teil um Postkarte. Es gibt also nicht nur Bewegung in meiner Arbeit, es gibt auch Kontinuität. Wenn ich zum Beispiel meine aktuellen Arbeiten angucke, dann erinnert, neben dem Format, auch die Farbigkeit an Postkarten aus den sechziger oder siebziger Jahren, was bestimmt etwas damit zu tun hat, dass ich zu dieser Zeit geboren wurde. Was den Wechsel zwischen gegenständlicher und abstrakter Malerei betrifft, hast du natürlich Recht. Die gegenständlichen Phasen dauern meist so drei bis fünf Jahre. Wenn ich dann genug davon habe, Geschichten zu erzählen oder Realität abzubilden, mache ich etwas anderes. Wobei das oft ineinander übergeht. Ich hatte zum Beispiel mal eine Phase, in der ich drei, vier Jahre nur Waldzeichnungen gemacht habe. Zum Schluss waren dann aber nur noch Striche zu sehen, also sehr abstrakt. Wenn ich dann glaube, dass das ausgereizt ist, gibt es wieder eine Idee, die mich zurückführt zum Gegenständlichen. Normalerweise folge ich beim Arbeiten auch einem Konzept – aber diesmal hatte ich eigentlich keins. Ich habe noch nie einfach so aus der Fantasie gemalt. Zu sehen, da ist ja was in dir, war total schön. Das hat sich richtig gut angefühlt.

*Wie kommt es, dass du das vorher noch nie ausprobiert hast?*

Gute Frage, vielleicht habe ich mich nicht getraut. Ich wusste ja nicht, ob da was ist. Jetzt stelle ich fest – da ist was, kann ich ja einfach machen. Das Schönste daran war, dass es mir total egal war. Ich habe keine Sekunde an Referenzen gedacht. Es war einfach aufregend zu

sehen, was da entsteht. Man schmiert und spachtelt da so rum, und da ist dann was. Tiere, Straßen, irgendwas. Ich habe zudem entdeckt, dass Formen wiederkommen, die ich kenne seit ich zehn bin, seit ich achtzehn bin. Die tauchen plötzlich vor mir auf, und ich denke – komisch, die gab es doch schon früher. Es ist fast so als würde in diesem freien Arbeiten eine Persönlichkeit durchkommen, mein eigenes Formenrepertoire, von dem ich gar nicht wußte, dass ich es habe. Das finde ich faszinierend. Ich spüre plötzlich, das sind die Tools, die ich habe, und die erzeugen zusammen einen Klang.

*Augenfällig ist das Auflösen von Grenzen, alles im Bild geht ineinander über, hängt zusammen, eins entsteht aus dem anderen. Eine ähnliche Wirkung hatten auf mich schon die großen Linolschnitte in deiner letzten Ausstellung Sylvester. Da sorgt die durchgehende Schärfe dafür, dass physische Grenzen und Begrenzungen des Sehens verschwinden. Das erinnert an die hyperrealen Bilder von Andreas Gursky, die einen neuen Blick auf die Wirklichkeit ermöglichen.*

Wie du schon sagst, meine großen Bilder, die am Stadtrand entstehen, sind nicht vollkommen anderes als die Bilder die hier zu sehen sind. Es gibt bei mir diese Überleitungen, auch wenn die mitunter nicht sichtbar sind und nur in mir stattfinden. Eine weitere Gemeinsamkeit der aktuellen Arbeiten mit den Linolschnitten aus Sylvester ist, dass keine Menschen zu sehen sind. Ich habe es sehr gerne still, und am Stadtrand ist es nun mal still. Auch wenn auf den Bildern ganz viel los ist. Es ist ein Projektionsraum, der nicht durch Gestaltung definiert ist. Es ist romantisch in den Randgebieten, man könnte überall ein Feuer machen und mit Freunden Bier trinken. Auch das hat sehr viel mit Freiheit zu tun.

*In den Ausläufern findet ja man oft Mischnutzungen, Wildwuchs, Überreste, Fragmente. All diese Dinge sind auch in deinen neuen Malereien vorhanden. Den Kulturbegriff der Moderne macht aus, dass er in diesen Fragmenten nicht etwas sieht, dass aufgrund seiner Dysfunktionalität entsorgt werden müsste, sondern etwas, aus dem etwas Neues entstehen kann, eine Möglichkeit für eine bessere Zukunft, vielleicht auch Freiheit.*

Die Bilder haben etwas Optimistisches, das stimmt. Das liegt aber eher daran, dass ich beim Arbeiten das freudige Gefühl habe, dass ich überall etwas finden kann, da draußen, aber eben auch in mir, in jeder Welt gibt es irgendetwas. Bb das die Leinwand ist, auf der ich beim Malen etwas entdecke, oder ob ich rumlaufe und zwischen die Ecken gucke, etwas sehe und

ein Foto mache. Das ist ein schöner Moment, ein Moment von Freiheit. Da wird etwas lebendig, hat Energie, und das ist gut.

*Bei der Ausstellung „Nebenbei, der Mond“ hast du mit dem Nachlass deines Vaters gearbeitet, hast ihn mit deinen Bildern und denen eines deiner Studierenden in Zusammenhang gebracht. Ging es da auch darum, etwas lebendig werden zu lassen, Energie zu erzeugen?*

Das war was anderes, eigentlich ein ganz banaler Grund. Ich hatte einen Ausstellungstermin und mein Vater, der schreibender Künstler war, war zwei Jahre vorher gestorben. Ich hatte wahnsinnig viele Tagebücher und Platten von ihm geerbt, worüber ich sehr froh bin, weil es so reich ist. Mein Vater jedenfalls hieß mit Vornamen Johannes, und in Darmstadt hatte ich damals einen Studenten, mit dem ich mich besonders gut verstand, der hieß auch Johannes. Und da habe ich den Vater und den Studenten, den Schreibenden und den Architekten beide zur Ausstellung eingeladen. Ich fand das eine spannende Idee diesen beiden Johannesen, der eine leider tot, der andere zum Glück am Leben, einzuladen, um meine Kunst zu ergänzen.. Es gab eine Verbindung, und ich bin froh die eingegangen zu sein. Ich fand die Sachen der beiden dann aber viel besser als meine Bilder

*Du hast deine Professur in Darmstadt bereits erwähnt. Du bist da für die künstlerische Ausbildung von angehenden Architekt:innen zuständig, die aufgrund des Berufes, in dem sie arbeiten werden, lernen, bei kreativen Prozessen auch immer die dazugehörigen Sachzwänge und Gesetzestexte im Kopf haben. Architektur spielt in deiner Arbeit eine große Rolle, allerdings mehr als Resultat. Wie ist es plötzlich so nah an dieser Disziplin zu sein?*

Meine ganze Beschäftigung mit der Peripherie, was man da sieht, wenn man dort rumläuft – Situationen städtebaulicher Art, Häuser, groß, klein, nebeneinander, hintereinander – kommt natürlich daher, dass ich total auf Architektur stehe. Jetzt habe ich aber die Hälfte der Woche damit zu tun, und nach 8 Jahren Professur fehlt mir manchmal das Freie bei den Architekten. Die Studierenden haben einen sehr guten Blick für Räume, worüber ich immer wieder staune. Umgekehrt gucken sie aber auch oft nicht richtig hin, gucken Bilder anders an. Wie sind die Raum, wie sind die überhaupt? Konzeptionell haben sie große Stärken. Konzepte sind sehr wichtig – dass alles von vorne bis hinten kohärent ist. Das Freie ist das Problem. Wobei ich das natürlich nicht verallgemeinern möchte. Architektur ist eine gebundene, angewandte Kunst ist, die Sinn und Zweck erfüllen muss. Unsere Berufe sind total

verschieden. Beide Seiten interessieren sich enorm füreinander, aber mir wird immer mehr klar, dass die Herangehensweisen sich total voneinander unterscheiden. Ich glaube inzwischen ein Maler hat mehr mit einem Musiker, der gerade ein Stück komponiert oder einem Schriftsteller zu tun, der ein Gedicht schreibt. Es gibt keine Zweckgebundenheit.

*Zu deinem Lehrkonzept gehört auch das Betreiben eines Kunstraums in der Hochschule. Wie arbeitest du dort mit den Studierenden?*

Die Galerie Parkhaus besteht in erster Linie aus den Montagabendveranstaltungen. Dann treffe ich mich mit den Studierenden und in erster Linie wird da einfach geredet – über Architektur, Kunst, wie man was aufhängt. In ihrem Studium gibt es sonst wenig Lehrveranstaltungen, bei denen man reden, gemeinsam etwas ansehen kann, ohne dass etwas dabei rauskommen muss. Es ist ein Reflektierseminar. Dazu kommen drei Ausstellungen im Semester, einmal mit studentischen Arbeiten, die anderen Male laden wir Künstler ein, wie jetzt gerade Arthur Zalewski.

*Wie wirkt sich die finanzielle Sicherheit, die dir die Professur verschafft auf deine künstlerische Praxis aus? Führt das auch zu einer gedanklichen Unabhängigkeit?*

Es gibt diesen Druck nicht mehr, ich verdiene mein Geld anders. Auch wenn ich, wie fast alle Künstler, ein bisschen eitel bin, denke ich nicht mehr so sehr daran, was die anderen denken. Natürlich ist es mir wichtig, dass die Kollegen, die ich schätze, das toll finden. Diesmal hatte ich aber weder ein Konzept, noch gab es einen Adressaten, an den ich gedacht habe. Ich war zum ersten Mal total unabhängig, und diese neue Unabhängigkeit finde ich eine extrem gute Sache, das ist ein unheimlich gutes Gefühl. Dass ich nicht gezwungen bin, das alles zu verkaufen, ist dabei nicht unwichtig. Aber 8 Jahre hin und herfahren schlaucht eben auch, auch die Energie dabei zu halten. Wenn es gut läuft komme ich drei Tage die Woche ins Atelier. Was das angeht bin ich weniger frei, auf der anderen Seite wird die Atelierarbeit so zu etwas Besonderem.

*Welche Rolle spielt, wenn es um die Freiheit in der Produktion geht, die Mitgliedschaft in der B2?*

Mir hilft es enorm zu wissen, dass ich für diesen Raum hier einen Schlüssel habe, und dass ich in den vier Wochen Ausstellungsdauer hier zeigen und machen kann, was ich will. Das ist großartig. Uns kostet das ja auch alles Geld, das ist ja auch nicht nichts, was wir monatlich zahlen. Und dann wäre es doch wahnsinnig blöd, wenn einem da noch einer reinreden

würde. Das ist das absolut Beste an der B2, dass das nicht so ist, finde ich. Hinzu kommt, dass diejenigen, mit denen ich das mache, alles Leute sind, die ich gut leiden kann. Wir haben uns alle gegenseitig füreinander entschieden, und das merkt man eben.